



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 77.

Freitag, 30. März

1928.

(8. Fortsetzung.)

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirokauer.

(Nachdruck verboten.)

Filkin nickte ohne Staunen. Er hatte an sich und anderen so viel erfahren, daß er das Wundern längst aufgegeben hatte. Wortlos faßte er ihren Arm und führte sie davon. Sie fühlte seine große, knochige Hand, fühlte sich in ihr geborgen und folgte wie ein schluchzendes Kind.

Lange gingen sie stumm durch leere, verstoßene chinesische Gassen. Aus den Torwegen lugten verdächtige Gesichter. Dann kamen sie in eine große, europäische Straße. An einem Auto blieben sie stehen. Der Russe öffnete den Wagenverschlag, hob Jia hinein, rief dem Chauffeur eine Adresse zu und stieg ein. Der Wagen sprang nach vorn an und glitt lautlos davon.

Filkin nahm wieder Jias Hand. Sie überließ sich ihm willig. Jede Furcht war von ihr gewichen. Sie war jetzt nur noch zerschlagen, totmüde, wußte, daß sie ergötlichen Gefahren entronnen und in behütendem Schutze war.

Die Augen fielen ihr zu. Doch sie schlief nicht, war bei schattenhaftem Bewußtsein, empfand angenehm das leise Wippen des Gefährtes, fühlte die Hand des fremden Mannes und die wohlige Mattigkeit des Geborgenseins.

Sie fuhren lange. Doch Jia hatte den Sinn für Zeit verloren. Sie kamen aus der Stadt, über die Grenze des europäischen Settlements hinaus auf das Land.

Dann hielt der Wagen. Während Filkin den Chauffeur entlohnte, blickte sich Jia teilnahmslos erschlaft um. Sie sah ein Tor und einen weitgestreckten Park sich dunkel gegen den hellgrauen Nachthimmel abzeichnen. Als sie den Park betraten, erblickte sie jenseits der glatten, englischen Lawns ein Haus, dessen Pagoden- und zierlichen Schnörkeln und Bogen schwarz gegen das Firmament stand. Während sie auf die Villa zuschritten, sagte der Russe lächelnd:

„Das habe ich mir in meiner chinesischen Epoche gebaut.“

Er deutete auf das Haus.

Jia blickte ihn forschend an und fragte müde: „Ihre chinesische Epoche?“

Er antwortete nicht. Denn aus dem Hause trat ein alter weißgekleideter, chinesischer Boy. Er verbeugte sich gegen seinen Herrn und die fremde Dame und öffnete ihnen eine Tür, durch die sie vom Garten aus in ein Zimmer traten.

Jia wurde plötzlich hellwach und sah sich überrascht um. Es war ein reicher, chinesischer Raum, mit kostbar geschnittenen Stühlen und Bänken längs der Wände, mit herrlichen Schränken, hinter deren Glastüren antike Kostbarkeiten in dunklem Schmelze schimmerten und glühten. In der Mitte der einen Wand stand ein Möbel, das sie nie vorher gesehen hatte. Ein Opiumstuhl.

Alte Bronzegefäße bargen unsichtbare elektrische Birnen und hauchten ein weißes indirektes Licht über das fremdartige Gemach.

Filkin sprach einige Worte Chinesisch mit dem Boy, der lautlos auf seinen weichen Sohlen verschwand. Dann trat der Mann auf Jia zu, verbeugte sich lächelnd und sagte:

„Darf ich Sie hier als meinen Gast begrüßen? Mein Name ist Jwan Filkin.“

Verlegen erwiderte sie: „Ich heiße Jia Hofer.“

Er verbeugte sich wieder und bat: „Wollen Sie nicht ablegen?“

Er war ihr behilflich. Dann sahen sie einander gegenüber, und Jia erzählte ihr Schicksal. Einmal schien es, als wolle er sie unterbrechen, als sie von dem Tode des Doktors berichtete. Doch er schwieg und forderte sie durch eine Geste auf, fortzufahren.

Während sie sprach, wuchs seine staunende Freude an der Schönheit des jungen Weibes, das ihm in dem verrufensten Viertel Schanghai, im wahrsten Sinne des Wortes in die Arme gelaufen war. Erst jetzt in der gedämpften Beleuchtung seines Wohnzimmers sah er sie ganz richtig, sah den feinen Kopf mit dem dunkelblonden reichen Haar, das schon auf dem Schiffe Bewunderung erregt hatte. In dem Kloster in Oberbayern war der Bubikopf ein Nonnenschreck.

Er sah die schmale, gerade Nase, den lebhaften, ungeschulbigen Mund und die braunen, klaren, leuchtenden Augen. Er sah etwas Reines, Keusches und Hoides. Und begriff — trotz ihrer Erzählung — immer weniger, daß dieses Frauenwunder, dessen Blut und Leben, Wärme und Odem auf ihn einströmte, in sein Leben, gerade in sein wüstes, verlorenes Leben geworfen worden war.

Auch Jia sah ihren Gastgeber jetzt zum ersten Male deutlich. Ein mittelgroßer Mann von unbestimmbarem Alter, mit hellblondem, oder vielleicht ergrautem, dünnem Haar, magerem Körper, von Runen zerrissenem Gesichte und großen, unheimlich trauervoll, feucht schimmernden, dunklen Augen. Sie empfand eine unklare Sympathie für ihn und ein undeutbares Mitleid.

Der Boy brachte Tee und belegte Brötchen. Doch Jia berührte die Speisen kaum.

„Sie sind müde“, nickte der Russe begreifend. „Sie müssen schlafen. Morgen wird die Welt heller und sorgenloser aussehen.“

Er führte sie durch eine chinesische, von Bambusstäben gestützte Halle über eine Treppe hinauf in den ersten Stock der Villa und öffnete eine Tür.

Sie traten in ein europäisches Schlafzimmer. Dahinter blinkten aus marmornen Wänden die versilberten Hähne eines verlockenden Badezimmers. Zwei junge Boys hatten gerade das breite Messingbett gerichtet und schlüpfen geräuschlos hinaus.

„Machen Sie es sich hier bequem“, lud die brüchige Stimme des Russen ein, „und verschlafen Sie Ihren Kummer.“

Jia stammelte einen Dank. Erst jetzt bemerkte sie, daß sie ihren Koffer beim Sturz des Rikshawkulis verloren hatte. „Weshalb hat man den Kuli erschossen?“ fragte sie aus dieser Gedankenverbindung heraus.

„Man schießt viel am Yangtse in diesen Tagen“, erläuterte er. „Es sind Terrorakte gegen Streikbrecher. Wir haben hier jeden Tag irgendwelche neue Arbeits-einstellung aus einem andern politischen Grunde. Jetzt streiken die chinesischen Arbeiter auf allen japanischen Papiermühlen, weil ein chinesischer Kuli auf dem

japanischen Dampfer „Manri Maru“ angeblich absichtlich getötet worden ist. Jeder Chinese, der trotz der Streikparole auf einer dieser Mühlen arbeitet, läuft Todesgefahr. Offenbar galten die Schüsse solchen Streikbrechern und trafen aus Versehen Ihren Rikshawmann. Schanghai und das ganze Yangtsetal sind zurzeit heißer Boden.“

Ein leiser Schauer überrieselte das Mädchen.

„Ich habe meinen Koffer mit allen meinen Sachen verloren“, klagte sie mit der Tragik eines Menschen, der aus kleinen Verhältnissen kommt.

Filkin machte eine wegwerfende Geste.

„Das werden wir morgen gutmachen“, lächelte er. Dann klatschte er in die Hände. Der alte Boy erschien. Der Russe gab ihm einen Auftrag. Wenige Augenblicke später brachte er weiße chinesische Hemden und Hosen.

„Für heute nacht müssen Sie sich in eine kleine Chinesin verwandeln“, scherzte Filkin. Dann gab er Ma die Hand und ging hinaus.

Lange saß er unten im chinesischen Zimmer mit zusammengekniffenen Augen. Seine Hände zitterten. Er fühlte das Mädchen dort oben über der Decke des Raumes, fühlte sie körperlich und auspeitschend. Das triebhaft Böse, das keine Hemmungen kannte, siedete empor in diesem Manne, den der Orient und das Opium zerstört hatten.

Als ganz junger Mensch war er nach China gekommen, einer der tüchtigsten Pioniere des Europäertums im fernen Osten. Ein talentvoller junger Kaufmann, ein begeisterter kundiger Sammler chinesischer Raritäten. Es war, was er heute bitter seine „chinesische Epoche“ nannte. Dann hatte ihn der Opiumteufel gepackt und in seine Hölle hinabgerissen. Sein Exportgeschäft war noch heute eines der ersten des Settlements. Tüchtige Unterbeamte leiteten es und bewahrten es vor dem Sturze. Filkin selbst erschien selten in seinen Bureaus in Kanton Road. Seine Tatkraft war vergiftet wie sein Gemüt und sein Körper.

Jetzt saß er zusammengekauert auf einem der herrlichen Ebenholzstühle und fühlte das Mädchen, das sich über seinem Kopfe entleide, in jeder gierigen Pore seines Leibes. Er hörte ihre sacht huschenden Tritte über sich.

Es war lange her, daß ihm ein reines europäisches Mädchen begegnet war. Längst hatte er alle gesellschaftlichen Beziehungen zur Kolonie abgebrochen, in der er einst als begehrter Junggeselle gefeiert worden war. Unter den zahllosen, verkommenen Russinnen, die von der Revolution in die Lasterhöhlen des Ostens gespült wurden, war er der bekannteste und berüchtigte weiße Mann Schanghais.

Er hob das verwiterte Gesicht, blickte sich fremd in dem Gemache mit seinen unschätzbaren antiken Kostbarkeiten um und grinste diabolisch. Ein leckerer Bissen war ihm da zugefallen! Das junge unberührte Weib dort oben gehörte ihm, war unentzinnbar ihm preisgegeben. Wer konnte sie ihm entreißen? Ohne Freund, ohne Schutz stand sie in dem brodelnden Kessel Schanghais. Was wußte sie vom Leben, von dieser überhitzten ostasiatischen Welt! Er würde für sie angeblich Erkundigungen über den Nachlaß des Oheims einziehen, sie auf seine Besichtigung am mittleren Yangtse, im Innern des Landes, entführen — dort war sie ihm verfallen. Dort gab es keine Europäer. Dort gab es für sie keinen „Schutz“ außer ihm.

Plötzlich richtete er sich auf. Seine Augen wurden starr. Wie? Wie, wenn ihm dieses Gefäß der Lauterkeit vom Schicksal gesandt worden wäre?! Als Rettung in letzter Stunde! Als Halt, als Erlösung! Wenn er sich an ihrer Reinheit aufrüttelte, sie heiratete, — wenn sie ihm die langersehnte, nie erkämpfte Kraft gab, die Sucht nach dem Gift niederzuringen?

Dann brach er mit einem bösen, leisen Lachen zusammen. Unsinn! Erlösung! Rettung! War er ein Betrüder? Wozu Rettung —? Erlösung? Seine Lebenswürfel waren längst geworfen. Sein Mark war vernichtet. Untergang lauerte. Genießen war die Lösung, die kurze Zeit dieses Hinkriechens auf dieser harten Erdenrinde verschlemmen, so gut es ging.

Nehmen, erraffen, austosten, was sich bot. Das Schicksal schleuderte ihm diese Worte dort oben in den Weg. Nehmen, erraffen, austosten.

Er federnte auf, sprang zur Tür, nahm die Treppe in drei Sätzen, schlich in sein Schlafzimmer. Von dort führte eine Tapetentür in das Fremdenzimmer. Er öffnete sie leise. Der Raum war dunkel. Er stand in dem Türrahmen. Vorsichtig stahl er sich näher. Hörte ihren ruhigen Atem. Die Erschöpfung hatte sie sofort überwältigt. Sie schlief. Er stand über sie gebeugt. Sein Auge gewöhnte sich an das Dunkel. Jetzt konnte er sie erkennen. Sie lag mit gelösten Gliedern, ein müdes Kind. Das lange Haar kräuselte sich über das Kissen. Er stand, und in ihm rang das Verlangen mit den letzten Trümmern seiner Ritterlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Gedenkst du noch, Maria.

Von Alexei Konstantinowitsch Tolstoi (1817—1875).

Gedenkst du noch, Maria:

Am altertümlichen Haus
Ruhten die hundertjährigen
Vinden im Weiser aus ...

Die schweigenden Aaleen,
Der Garten: verwachsen und wild ...

In hohen Galerien
Reihete sich Bild an Bild ...

Gedenkst du noch, Maria,
Wenn um die Abendzeit
Vom fernen Dorf das Läuten
Kam über die Äcker weit ...

Träge zog hinter dem Garten
Der Fluß am Ufer hin.
Die Steppe leuchtete golden,
Die Kornblumen blühten darin ...

Und wie wir zum ersten Male
Den Hain durchstreichten zu zweit:
Gedenkst du noch, Maria,
Der unwiederbringlichen Zeit?

(Nach dem Russischen von Thea Reimann.)

Frühlingsfahrt zu Goethe.

Von Hans Gäßgen.

Die Strahlen Wiesbadens lagen noch in der Stille eines aufkeimenden Frühlingstages, als wir in rascher Fahrt dem Taunus zuwanden.

In den Wäldern schlügen die Drosseln.

In den Tälern wehten die Nebel wie silberne Fahnen.
An Bad Schwalbach vorüber, bogen wir ins Aartal ein,
Burg Hohenstein grüßte hernieder, das Dörflein Schloß lag
wuchtig in der aufglänzenden Sonne.

Der Limburger Dom wuchs, wie eine leuchtende Wunderblume, aus dem Fels über dem Lahntal auf.

Und dann ging es hinein in die weit sich dehnen den
Felder, über denen die Säer und Pflüger schritten und die
Naben, trippelnd wie kleine, schwarze Robolde.

Tannenwälder würzten die Luft.

Buchenwälder standen im lichten Schleier ersten, erwachenden Frühlingsgrüns.

Eine Eule flog schwerfällig von einem Apfelbaum ab,
dann und wann kreiste ein Bussard im Blau.

Plötzlich wuchtete ein herrliches Schloß vor uns auf:
Schloß Braunfels, einer der schönsten Punkte der nassauischen Heimat.

Und dann lag Weimar, unser Ziel, seltsam gemischt aus
moderner Fabrikstadt und altertümlichem Häusergewirr, im
Golde des Frühlingstages vor uns.

Ich ging einsame Wege.

Ich hatte keinen Führer und stand doch mit einem Male
vor dem schmalbrüstigen Hause, wo Jerusalem sich das Blei
in die Schläfen geiaßt hat.

Oben, im zweiten Stock, sind die Zimmer, die er bewohnte, so hergerichtet, wie sie wohl damals gewesen sein
mögen: Alte Möbel, alte Bilder und der Hauch einer
funken, stillen Zeit, in welche die Schüsse, die der junge
Mann auf sich richtete, gar vernehmlich und störend hinein-
klangen.

Auf dem alten Friedhof, wo man heute Kinderwagen
behutlich in der Sonne rollt, habe ich sein Grab gesucht und
nicht gefunden. Irgendwo aber an einer zerfallenen Mauer

blühten viele Beisken, und ich träumte, daß sie aufgeblüht seien aus seinem Herzen.

Eine Weile später kam ich zu Goethe.

Der hat am Kornmarkt in einem gelben Haus mit grauer Tür gewohnt.

Wie immer, so hat er sich auch in Weimar den vielleicht schönsten Winkel der Stadt zum Wohnsitz ausgesucht. Vom Fenster aus hatte er den Blick auf einen heute still gewordenen Brunnen, der damals gewiß in Vollmondnächten anmutig plauderte, auf alte, wunderschön geschnittene Häuser und darüber hinweg in die Weite.

Man hat dieses Goethe-Haus nicht zum Museum gemacht.

Ein Porzellangeschäft ist darinnen, und als ich an das Schaufenster trete, lese ich folgende Aufschrift auf einem gewiß nützlichen Trinkgerät:

„Diese Tasse soll dir nützen,
Deinen schönen Bart zu schützen.“

Gerade grüßte ich über diesen herrlichen Vers noch nach, da tritt eine Frau aus dem Hause und ruft laut und deutlich: „Wolfgang! Wolfgang!“ auf den Platz hinaus.

An Goethe hat sie dabei sicher nicht gedacht.

Aber mir war es doch wie ein unbewußter Gruß an den, der vor hundertfünfzig Jahren manchesmal aus der grauen Tür trat und zum Reichskammergericht hinüberwandelte, den Frühling im Herzen und vielleicht schon den „Werther“.

Der schönste Winkel in Weimar aber ist das Pötte-Buff-Haus. Das steht wie ein lichter Traum an der Straße, das ist innen so hell und froh, wie das junge Ding, an das der Dichter sein Herz verlor. Die Amseln singen von den hohen Bäumen in den scheidenden Tag. Und der junge Mond schwingt sich, wie ein schmaler, goldner Reif, über das still gewordene Haus und über die alte, verwinkelte, traumumwehte Stadt.

Die Insel der Träume.

Skizze von Werner Bartels.

Ich stand auf der Höhe und sah die Wolken wandern. Sie zogen über das kahle, abgestorbene Gras der eintönigen Heide nach Süden. Meine Sehnsucht flog mit ihnen aus dem grauen Winterland in den Frühling.

Da stürmte ich heim in meine Stube, warf meine Sachen in die Tasche und fuhr nach dem Süden. Tag und Nacht trugen mich die klappernden Räder durch den Winternebel der Ebene hinein in die schneegeklärten Berge. In kalter Pracht starrten die Eisriesen auf mich herab, erdrückend, als wollten sie den Flüchtling fangen. Dröhnend froh die Wagenkette durch den engen, dunklen Schacht des Tunnels.

Da öffnete sich die Finsternis des Berges, vor mir lag der lachende Frühling mit blühenden Maulbeeren, grünen Maronen, keimenden Oliven, und zu meinen Füßen der See, wie ein Becken aus Türkis. Über allem wölbte sich der Himmel in fleckenlosem Blau.

Ich wanderte zu Fuß am Felsufer entlang. In der alten Seefischerburg, die steil über dem Wasser hing, lehrte ich ein. Ich schlief im hohen Turmzimmer, das Geschlechter hatte kommen und gehen sehen, und durch meine Träume schritten Männer in klirrendem Eisenpanzer und pelzgesäumten Röcken, Frauen in rauschenden Seidenschleppen und hohen, bändergeschmückten Häuben.

Am frühen Morgen weckte mich der warme Sonnenschein, der über mein Gesicht huschte. Ich sprang hoch und trank in durstigen Zügen die Pracht des irdischen Paradieses unter mir. Als schmales, blaues Band wand sich der See um die Berge, Mandelbäume blühten, mattgrün stiegen Olivenwälder die Hänge hinan, und über ihnen glänzten im azurnen Himmel die weißen Zacken der Schneeberge. Draußen in der Bucht sah ich eine Insel und hell blinkte ein Haus zu mir herüber.

Ich fragte den Wirt, der die alte Burg zum Fremdenheim gemacht, nach der Insel. „Wir Einheimischen nennen sie ihrer Gärten wegen die Blumeninsel, doch den Deutschen, die den See besuchen, ist sie die „Insel der Träume“. Die Bewohner kennen wir kaum. Ein junges Mädchen lebt drüben im weißen Haus; nur ein alter Gärtner und seine Frau sind bei ihr. Der Alte kommt mit dem Boot herüber und holt den Lebensbedarf. Sonst wissen wir nichts von der Insel.“

Ich blickte lange nach dem Eiland hinüber. Etwas Unsagbares, Unbekanntes zog mich dorthin. Da nahm ich ein Boot und fuhr mit Mastkasten und Staffelei hinaus auf den See.

Lange lag ich still vor der „Insel der Träume“. Ihr grasbewachsenes Ufer stieg grün aus dem blauen Wasser empor. Eine weiße Treppe schwang sich aus dem See zu einer

schimmernden Terrasse hinauf. Niedere Palmen, Zitronenstämmle und Lebensbäume säumten sie. Hinter ihr leuchtete das Haus in blendendem Weiß, umstanden von schwarzen Zypressen. Rings umher dehnten sich Felder von gelben und weißen Narzissen, von blauem Krotus und zarten Hyazinthen. Im Hintergrunde reckten sich die dunklen Seeufer und über ihnen die Berge im ewigen Schnee. Eine Insel der Träume.

Da trat eine schlanke Frauengestalt im weißen Kleid auf die Terrasse. Mich zog ein unüberwindbares Verlangen hinüber zum Eiland, zu ihr. Ich lenkte mein Boot zur weißen Treppe und stieg die Stufen hinauf. Vor mir stand ein junges Mädchen, lieblich, wie die Herrin dieses Paradieses nur sein konnte. Der leise Wind strich ihr durch die blonden Locken, fragend blickten mich die blauen Augen an, und die Schen vor dem Unbekannten rötete ihr die Wangen.

Ich grüßte verlegen und suchte nach Worten, die mein Eindringen in fremden Besitz erklären sollten. Da bat ich sie um Erlaubnis, das Haus und die Blumenfelder, den See und die Berge malen zu dürfen. Sie sah mich prüfend an, und ihr Blick schien mir unendlich traurig. Schließlich gewährte sie mir die Bitte.

Ich malte die Insel. Wie ein süßer Traum war es über mich gekommen, und ich glaubte nicht mehr in der Wirklichkeit zu leben. Erst sah ich das Mädchen von weitem mein Tun beobachten; doch als ich zum dritten, vierten Mal die Insel besuchte, trat es näher zu mir heran. Wir sprachen kaum miteinander, und doch verband uns etwas Unsagbares, ein stummes Verstehen. Mir war es, als leiste ihr Auge meine Hand, und die „Insel der Träume“ gewann auf meiner Leinwand Leben und Wärme.

Einst bat ich, auch sie auf diesem Bilde malen zu dürfen. Und ich umgab die schlanke Gestalt mit blauen Hyazinthen und Krotus, gelben und weißen Narzissen und schwarzen Zypressen. Ich malte das Meisterwerk meines Lebens.

Als ich das Bild vollendet hatte — drei, vier Wochen waren vergangen wie im Traum — schenkte ich es ihr. Sie wehrte ab und wollte die Gabe zurückweisen. Aber ich drängte es ihr auf, und sie trug es ins Haus. Ich war glücklich, und doch hatte ich noch nicht ihre Hand in der meinen gehalten. Ein Kausch durchtobte mich beim Gedanken, daß ich vielleicht die Herrin der Trauminsel einst mein eigen nennen dürfte.

Und ich kam wieder zum Eiland im blauen See; hatte keine Erklärung mehr für mein Kommen und suchte auch keine. Die Herrin der Insel verstand mich. Sie schien mich erwartet zu haben, denn sie stand auf der Terrasse und sah mir entgegen. Wir gingen zusammen durch die Blumen-gärten, sahen über den leis geträufelten Spiegel des Sees und setzten uns auf eine Bank von weißem Marmor im Angesicht der Schneeberge.

Sie war erregt und schien mir doppelt schön in ihrer Erregung. Die Wangen blühten rot unter dem lockigen Haar und über der Brust sitterte das duftige Kleid. Da vergaß ich die Welt um mich und stammelte Worte der Liebe. Sie ließ mich gewähren und schien mir träumend zu lauschen.

Doch plötzlich richtete sie sich auf und sagte leise, unendlich traurig: „Fliehen Sie mich, gehen Sie von der Insel und kommen Sie nicht wieder! Sie ist mein Grab, und ich bin eine Tote!“ Ich starrte sie an. Da wies sie mir die Flächen ihrer schmalen, zarten Hände, und vor meinen Augen tanzten kahle, weiße Flecken — die Zeichen der Lepra.

Ich sank auf der Bank zusammen und grub das Gesicht in meine Hände. Die Welt schien mir einzufallen.

Wie lange ich sah, weiß ich nicht. Die Sonne ging hinter den Schneebergen unter, als mich der alte Gärtner weckte. Er führte mich zum Boot hinunter und fuhr mich über den See. Wir sprachen nichts. Er blickte mir nur traurig nach, als ich taumelnd wie ein Trunkener zur Burg hinaufstieg. — Am anderen Tag fuhr ich zurück in die Heimat. Wieder stand ich auf der Höhe und sah die Wolken wandern. Sie zogen über das kahle, abgestorbene Gras der eintönigen Heide nach Süden. Meine Sehnsucht flog mit ihnen zur Insel der Träume, fern und unerreichbar im blauen See.

Scherz und Spott

Im Ramsch. In den ersten Tagen des Weltkrieges empfing ein Offizier auf einem vorgeschobenen englischen Posten im Herzen Afrikas den drahtlosen Befehl: „Krieg erklärt. Alle feindlichen Fremden in Ihrem Gebiet sind zu verhaften.“ Nach einigen Tagen traf die folgende Meldung ein: „Habe 7 Deutsche, 3 Belgier, 4 Spanier, 5 Franzosen, 1 Paar Schweden, 1 Argentinier und 1 Amerikaner verhaftet. Bitte um Angabe, mit wem wir Krieg führen.“

Literatur. „Und welches Buch hat Ihnen denn am meisten in Ihrer Laufbahn geholfen?“ fragt der Bericht-erstatte der modernen Krösus. — „Natürlich mein Schicksalbuch“, erwidert dieser.

Neue Bücher

* Julius Vanabein und Momme Nissen: „Dürer als Führer“. Mit einem Brief von Hans Thoma an Momme Nissen. 81 Vollbilder in Kupfertiefdruck. (Verlag Josef Müller, München 23.) In diesem Werk lebt der ganze Dürer. Als Mahner und Vorbild für uns im Denken und Handeln, als Künstler und Mensch. Der Rembrandtdeutsche und sein Gehilfe sprechen hier Wahrheiten aus, kraftvoll, wie Dürer sie gesagt und künstlerisch gestaltet hat. Auch in der Ausstattung bietet das Buch Außergewöhnliches. Ein vorzügliches Kupferdruckverfahren gibt den Charakter der Dürer-Werke trefflich wieder: kräftig und mächtig, Lichtvoll mit kernigen Schatten. Die glückliche Auswahl und Anordnung der Bilder zaubert Dürers Leben, Denken und Schaffen unmittelbar vor die Seele als ein einheitliches lebensvolles Ganze. Dürer „hat acht auf die Gassen und sieht nach den Sternen“. Das gerade ist der Sondercharakter dieser Dürerveröffentlichung: Sie ist wirkliches farbiges Leben, mit einem großen Zug nach dem Ewigen! Dürer selber steht hier vor uns. Der beigelegte Brief, den Hans Thoma einst über „Dürer als Führer“ schrieb, wirkt in der gleichen Richtung. Das Buch dürfte viele Seelen erwärmen, begeisterte Leser und frohe Beschauer finden.

* Beda Brilipp: „Wahrheitsfucher“. Ein Dürer-Roman. (Leipzig, Koehler & Amelang, Verlag.) Der Dürer-Roman „Wahrheitsfucher“ von Beda Brilipp zeigt Albrecht Dürer, den großen und edlen Menschen, in den schweren inneren Konflikten, die die letzten Jahre seines schaffensreichen Lebens umdüsterten. Sein Bruder Hans war rettungslos den „Wiedertäufern“ verfallen. Die Bemühungen des Meisters, ihn vor dem drohenden Verhängnis zu retten und sein schönes, junges Weib, die Barbara Dürerin — seine letzte stille Liebe — vor Kummer zu bewahren, zwangen ihn zu ungewöhnlichem Eingreifen, brachten ihm Zerwürfisse mit den Seinen und schmerzliche Enttäuschungen. An ihnen ging der Künstler mit dem Herzen von Sehnsucht nach allem Schönen und Edlen zugrunde. Mit dem sicheren Blick der feinfühlenden Frau hat es Beda Brilipp an Hand dieses wichtigen Lebensausschnittes verstanden, Albrecht Dürer im Rahmen seiner Zeit der heutigen Generation menschlich nahezubringen.

— „Franz Schubert“. Von Karl Kobald. (Almathea-Verlag, Leipzig.) Dies umfangreiche Werk — nahezu 500 Seiten mit 70 teils farbigen Bildtafeln — ist wohl das Ausführlichste, was, nächst der bekannten Schubert-Biographie von W. Dahms, über Schubert geschrieben wurde. Aber während Dahms mehr nur das musikalische Schaffen Schuberts im Auge behält, gibt Kobald vor allem auch eine Schilderung der Kunst und Kultur der Wiener Schubert-Zeit, und somit des ganzen Milieus, in welchem der Meister gelebt und geschaffen hat. Schubert im Spiegel seiner Zeit: das ist, wie der Verfasser im Vorwort ausspricht, das Thema dieses Buches, das in der Tat als „ein österreichisches Heimatbuch“ zu bewerten ist. Mit unendlicher Liebe zeichnet Kobald ein Bild der Wiener Wiederbelebung-Zeit; behandelt dann eingehend Schuberts so kurzes und äußerlich armseliges, an innerem Gehalt so reiches Leben und bespricht dann die Werke des Meisters. Das Buch könnte damit befriedigend abgeschlossen sein; doch das letzte Drittel bringt noch drei (übrigens schon früher herausgegebene Kapitel): „Frauengestalten im Leben Schuberts“, „Schubert und Moritz v. Schwind“ und „Schuberts Freundeskreis“, obgleich von alledem natürlich im vorangegangenen Lebensbericht bereits die Rede war: Wiederholungen oder allzu ausführliche Darlegungen waren dabei kaum zu vermeiden. Abgesehen davon ist Kobalds Buch „Schubert und seine Zeit“ — ein Volksbuch, das auch Nicht-Wiener mit innigem Genuß lesen werden. Kleine „Wienerismen“ im Stil, wie „über Wunsch des Vaters“ (wo wir sagen „auf Wunsch des Vaters“) und Ähnliches, brauchen nicht weiter zu stören. Zur Schubertfeier 1928—1929 konnte kaum ein liebenswürdiger und pietätvoller geschriebenes Erinnerungsbuch erscheinen! O. D.

* Hellmuth Unger: „Passagiere“. Roman. (Verlag Philipp Reclam inn., Leipzig.) Ein seltsames und eigenartiges Buch, dessen Handlung ihre seelischen Impulse von abenteuerlichen Erlebnissen einer Schiffsreise durch den Westindischen Archipel empfängt. Die Geschichte zweier Liebenden steht in geheimnisvoller Beziehung zu einer Schiffskatastrophe, die mit dramatischer Wucht vor uns abrollt. In der grandiosen Schilderung einer Sturmkatastrophe erreicht der Roman seinen Höhepunkt. Hellmuth Unger beglückt gleicherweise durch den Reichtum seiner Gestalten,

seine Menschenschilderung wie durch die schöpferische Kraft des Erlebens und Empfindens.

* Ernst Didring: „Mann auf Posten“, Roman. Aus dem Schwedischen von Elise von Hollander-Losow. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) In diesem Schärenroman begegnen uns die gleichen Personen wie in des Verfassers bekanntem Roman „Inseln des Sturms“. Wiederum sind es Menschen von unbeugbarer Energie und starkem Pflichtgefühl. Ein prachtvoller Kerl, der Lotse und spätere Postenmeister Sjoberg! Wundervoll das packende Kapitel, in dem uns der Dichter schildert, wie in einer Sturmnacht, trotz eigener Lebensgefahr Sjoberg mit Sohn und Weib unter Hilfe des Leuchtturmwärters einem englischen Schiff, das in Seenot ist, zu Hilfe kommt. Aufregend die Szene zwischen dem Lotsen und dem betrunkenen Kapitän, der schließlich das Schiff auf Grund fährt. — Wird in den „Inseln des Sturms“ das primitive Leben der Schärenbewohner geschildert, so sehen wir, wie hier die Großstadt ihre Krallen nach den Inseln und ihren Menschen ausstreckt. Die einen erliegen ihr, die anderen bleiben wie Felsen in der Brandung bestehen.

* Joseph Vergesheimer: „Der bunte Shawl“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Cohen-Portheim. (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Dieses Buch spielt zur Zeit der kubanischen Freiheitsbewegung in Havanna und schildert die vielfachen Verwicklungen dieser intrigentreichen Zeit. Eine leuchtende Carmenfigur, die spanische Tänzerin La Clavel, bringt in diese politische Atmosphäre den Zauber ihrer schillernden Persönlichkeit, die sie mit leidenschaftlichem Temperament in den Dienst der politischen Aktionen stellt.

* Heinrich Scharrelmann: „Billi der Hund“ und andere Tiergeschichten. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Die Kinder werden jubeln, wenn ihnen dieses neue Tiergeschichten-Buch von Heinrich Scharrelmann in die Hand gegeben wird. Kleine kurze Geschichten sind es, aber so anschaulich und lebendig, so eindringlich und gegenständlich erzählt, daß selbst erwachsene Tierfreunde gefesselt werden von der Art, wie Scharrelmann das alles zu erzählen weiß.

* „Osterhases Abenteuer“ und anderes. Ein Märchen-Bilderbuch von Josefina Siebe. Toni Rothmund, Hermine Hanel. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Mühlmeister. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.) Josefina Siebe erzählt von der Reise des Osterhasen, Toni Rothmund läßt ein kleines Mädchen das Geheimnis der Osterwiese erlauschen und Hermine Hanel schildert das Fest, das die Hasenfamilie mit allen Bewohnern des Waldes feiert. Kindlich erfunden und in echter Kinderweise erzählt sind diese Märchen, ebenso wie die vielen Bilder Karl Mühlmeisters mit ihrer kräftigen Gegenständlichkeit und Farbenfreudigkeit, einer nachhaltigen Wirkung auf jedes Kinderherz sicher. Ein entzückendes kleines Kunstwerk voll stimmungsvollen Märchenzaubers.

* „Was soll unser Junge werden?“ Diese Frage wird täglich in zahlreichen Familien erörtert. Meist aber, ohne daß über die vielen in Frage kommenden Berufe, über ihre Ausübung und Vorbildung eine genaue Vorstellung besteht. Im Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. W., erscheint als Seitenstück zu dem vor kurzem im gleichen Verlag erschienenen „Modernen Buch der weiblichen Berufe“ ein Werk, das auf alle Fragen der Berufswahl sachlich, zuverlässig und erschöpfend Auskunft gibt. Unter dem Titel „Was soll unser Junge werden?“, herausgegeben von Dr. Erich Janke-Berlin, werden nicht weniger als 132 männliche Berufe dargestellt. Jeder einzelne Beruf wird von einem erfahrenen Fachmann behandelt. Die durch zahlreiche Abbildungen unterstützten Darstellungen ermöglichen es jedem Berufsuchenden, sich aufs genaueste über die Art seiner künftigen Tätigkeit, über die Anforderungen, die in geistiger und körperlicher Hinsicht gestellt werden, sowie über die Berufsaussichten zu unterrichten. Ein Einleitungsab von dem bekannten Berliner Berufsschuldirektor Baar über die „Vorbereitung zur Berufswahl“, sowie eine ausführliche Darstellung der psychotechnischen Eignungsprüfungen wird besonders Eltern, Berufsberatern und Lehrern willkommen sein.

* Dr. med. Ludwig Sternheim: „Sichere und unschädliche Bekämpfung der Arterienverfälschung“. (Bruno Wiffens Verlag in Hannover.) In diesem leichtverständlichen Buch wird die Ursache der Arterienverfälschung eingehend erläutert, ebenso auch Beschwerden, Krankheitszeichen, Erkennung, Blutdruck, Vorherlage und Vorbeugung und die Methoden der Heilung angegeben.